

Wachsen ja, aber anders

Die Wirtschaft soll expandieren, aber dabei weniger Ressourcen verbrauchen

Mehr, mehr, mehr. Das Mantra der Wirtschaft wird dieses Jahr zumindest in den Industrieländern in der Realität keinen Niederschlag finden. Zurzeit ist weniger angesagt, es soll aber auch wieder aufwärtsgehen. «Wachstumszyklen sind unvermeidbar und werden in den nächsten Jahren eher zunehmen», sagt Gebhard Kirchgässner, Ökonomieprofessor an der Universität St. Gallen. Er begründet seine Haltung damit, dass die Welt immer globaler wird. Das zeige sich an der aktuellen Krise, die in den USA mit den faulen Häuserkrediten ihren Ursprung nahm und sich wie eine Welle über die ganze Welt ausbreitete. «Die Idee einer Welt ohne Konjunkturzyklen wird nicht Realität werden.» Kirchgässners Meinung vertreten auch zahlreiche andere Ökonomen. Sie rufen die Durchhalteparole aus und verweisen auf den zwangsläufig kommenden nächsten Aufschwung. Wie schon oft in den vergangenen Jahrzehnten.

Rücksichtsvoller Gewinn als Ziel

Wer über die einzelnen Konjunkturzyklen hinausschaut, zieht ein weiteres Fazit: «Wir kommen aus einer überschäumenden Phase von schwindelerregendem Wachstum», stellt Meinhard Miegel fest. Der Soziologe, Philosoph und Jurist war bis 2008 Direktor des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft in Bonn. «Wird es ganz schlimm, fallen wir auf das Niveau von 2005 zurück. Wäre das dramatisch?», fragt er. Miegel erwartet eine zweijährige Zeit der Konsolidierung. Es sei volkswirtschaftlich unmöglich, nur zu wachsen. Er sagt für die nächsten 10 bis 15 Jahren deshalb bloss eine moderate Wachstumsrate von 3% voraus.

«In absoluten Zahlen betrachtet, haben wir mit den aktuellen Wachstumszahlen ein Luxusproblem», sagt auch Peter Ulrich, Professor für Wirtschaftsethik an der Universität St. Gallen. «Allerdings ist unser marktwirtschaftliches System längerfristig auf Wachstum angewiesen, weil der makroökonomische Zyklus selbstverstärkend wirkt.» Auch im negativen Sinne: Geht der Konsum zurück, wird weniger produziert, weniger investiert und sind letztlich weniger Leute beschäftigt. Solange das anlagensuchende Kapital einzig die Renditemaximierung zum Ziel habe, so Ulrich, ändere sich nichts. «Betriebswirtschaftlich reicht es, wenn Firmen in sozial und ökologisch rücksichtsvoller Art Gewinn machen.» Diese Geschäftsphilosophie sei mit Gewinnmaximierung nicht vereinbar. «Makroökonomisch gilt für das Wachstum dasselbe.»

Ins gleiche Horn bläst Hans Christoph Binswanger, emeritierter Ökonomieprofessor aus St. Gallen und Autor des Buches «Die Wachstumsspirale», das 2006 erschien – als die Wirtschaft in voller Fahrt war. «Wenn wir das Wachstum mässigen würden, würde auch die Umwelt weniger leiden.» Laut dem Bericht des britischen Ökonomen Nicholas Stern brauchen wir künftig bis zu 20% des Bruttoinlandprodukts, nur um die von Menschen verursachten Schäden zu beheben. Kein Wunder, plädieren die Kritiker des Gewinnmaximierens für Wachstum, das sich vom Ressourcenverschleiss abkoppelt.

Binswanger formuliert das für ihn wünschbare Ziel so: «Weniger, dafür stabileres Wachstum.» Ein soziales und ökologisches Wirtschaftswachstum ist demnach viel nachhaltiger als eine Wirtschaftspolitik, die kurzfristig auf maximales Wachstum zielt. Wirtschaftsethiker Ulrich präzisiert: «Es ist absurd, Wachstum generell abzulehnen, und genauso falsch, jedes Wachstum pauschal gutzuheissen.» Die Politik sollte den Rahmen setzen für ein vernünftiges, qualitatives Wachstum. Binswanger wüsste wie, nämlich indem Firmenstrukturen hinterfragt würden. «Aktiengesellschaften sind zu sehr auf Gewinnmaximierung ausgerichtet, Stiftungen und Genossenschaften sollten attraktiver gemacht werden – etwa über Steuervorteile.»

Die Abkehr von der Gewinnmaximierung setzt einen Mentalitätswandel voraus: Materielles müsste in den Hintergrund treten, immaterielle Werte würden wichtiger. In Deutschland stellt Miegel bereits einen Gesinnungswandel in diese Richtung fest. «Die Schweiz hingegen tickt in diesem Punkt noch völlig anders, sie ist viel stärker einkommensgesteuert», so seine persönliche Erfahrung. Überspitzt formuliert heisst das: In der Schweiz lebt es sich ohne neustes Handy schlechter.

«Die Party ist vorbei»

Dabei ist der Wachstumswahn historisch gesehen ein junges Phänomen. Vor der Industrialisierung im 18. Jahrhundert kannte man dieses kaum. Miegel führt als Beispiel Karl V. an, der im 16. Jahrhundert nicht verstanden haben soll, dass die deutsche Handelsfamilie Fugger für geliehenes Geld eine höhere Summe zurückzahlen sollte. Inzwischen ist der Lebensstandard gestiegen, das Rad möchte wohl niemand ins Mittelalter zurückdrehen. «Nur stossen wir mit unserer Wachstumsstrategie jetzt an Grenzen», stellt Miegel fest. «Die Party ist zu Ende.» Er sagt es

ohne Klage oder Schadenfreude.

Würden Ulrich, Binswanger und Miegel ein Mantra für künftiges Wirtschaften erfinden wollen, könnte es lauten: Weniger ist mehr.

Gabriela Weiss, Charlotte Jacquemart